

# Baukultur im Engadin

Autor(en): **Könz, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wasser- und Energiewirtschaft = Cours d'eau et énergie**

Band (Jahr): **59 (1967)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-921000>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

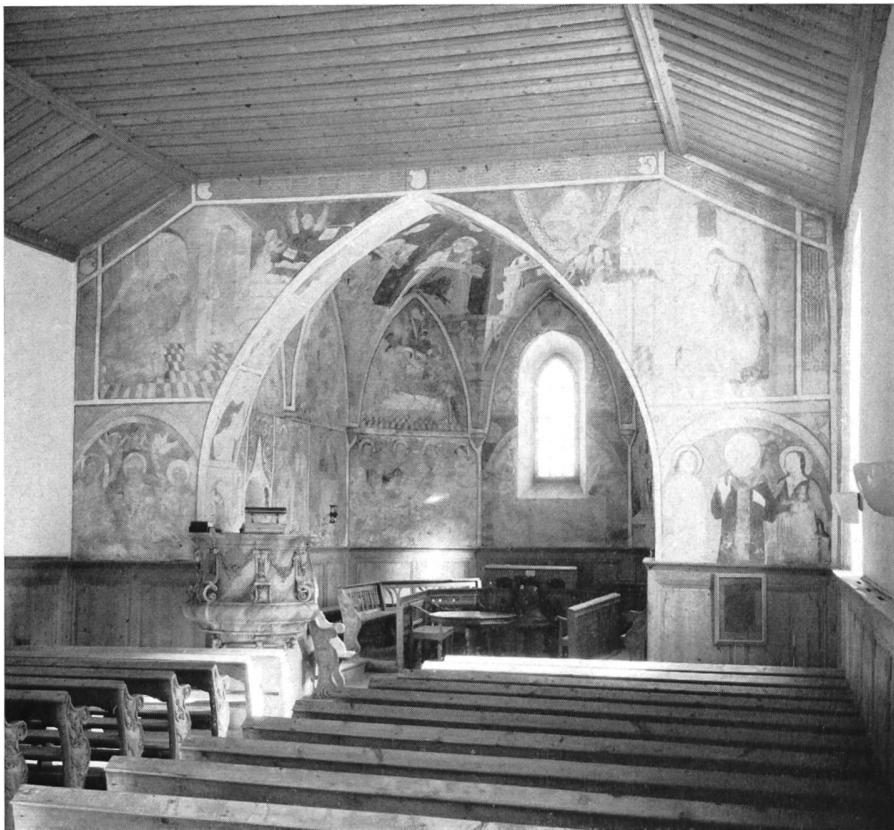


Bild 107  
Freskenreiche Chorphodie  
der Kirche in Lavin

## BAUKULTUR IM ENGADIN

lachen Ulrich Könz<sup>1</sup>, dipl. Arch. BSA, Guarda

DK 72 (494.261.4)

Die Schönheit der Engadinerlandschaft offenbart sich hauptsächlich in den grossen, einfachen und klaren Formen ihrer Struktur.

Das Beispiel dieser Landschaft, verbunden mit der geographischen Lage des Hochtales — seit jeher Durchgang und Verbindung verschiedenartigster Kulturvölker — ermöglichte, dass sich im Engadin eine eigenartige Architektur bilden konnte, deren stärkste Konzentration sich im Oberengadin befindet (Verbreitung des Engadinerhauses siehe Karte in Bild 108). Es handelt sich um ein Hochtal von hundert Kilometern Länge, das praktisch sowohl nach Nordosten wie nach Südwesten offen ist. Nach Nordosten geht es mit dem Flusslauf des Inn ins österreichische Innental über, einzig durch die Enge von Finstermünz getrennt, die in früherer Zeit allerdings schlecht gangbar war. Gegen Südwesten geht das Engadin ohne eigentlichen Passübergang in das Tal der Maira, ins Bergell, über, und durch dieses hat es stets einen offenen Zugang zum Comersee und damit nach Norditalien gehabt; das Tal war allerdings durch die Festung Castelmur geschlossen, die nicht nur eine ausgezeichnete Wehr gegen fremde Invasionen darbot, sondern zugleich auch eine Kulturgrenze bildete. Oberhalb Castelmur sieht das Bergeller Haus dem Engadiner Haus sehr ähnlich und trägt Bündner Charakter, unterhalb der Feste hingegen sind die Talsiedlungen bereits mehr von italienischer Art. Die dortigen Herrschaftshäuser der Salis in Bondo und Soglio sind nicht aus einer Bauernhausform abzuleiten, sondern stellen in allen Details richtige Palazzi dar, allerdings solche mit bündnerischem Einschlag. Nach

Süden führt der Berninapass von Pontresina aus nach Poschiavo und dem Veltlin und der befestigte Weg über den Passo di Fraéle von Zernez und von Scuol über S-carl nach dem ehemaligen Untertanenland Bormio. Schon im Altertum war gegen Norden ein Weg über den Julier begangen und im Mittelalter ein solcher über den Albulapass. Scaletta und Flüela führten nach Davos und der Vereina-pass nach Klosters.

Es ist bekannt, dass in früheren Zeiten auch der Verkehr über die Gletscher, wie zum Beispiel über den Ver-muntgletscher nach Galtür (Cultura), viel reger war als heute. Die kleinen Uebergänge mögen allerdings von geringfügiger kommerzieller und kultureller Bedeutung gewesen sein; um so grösser war dafür diejenige der Talstrassen und Hauptpässe. Es stellte sich zum Beispiel durch die Aufnahmen anlässlich der Renovation heraus, dass das kleine Dorf Guarda fünfzehn Häuser hatte, die als Herbergen benutzt wurden. Eine einzige dieser Herbergen bot genügend Unterkunft für fünfzig Pferde. Man weiss auch, dass das Dorf La Punt eine Zeitlang nur aus Herbergen bestand. Vergegenwärtigt man sich solche Tatsachen, so muss man sich diesen Verkehr als einen sehr ausgeprägten vorstellen. Es ist auch kein Zufall, dass gerade am Kreuzungspunkt des Ost-West- und des hauptsächlichsten Nord-Süd-Verkehrs auf dem ausserordentlich kargen Boden dieses Hochplateaus im Oberengadin die höchstenwickelten Häuser im Tale entstehen konnten.

Im Unterengadin, wo die Landwirtschaft etwas ertragreicher ist, sind die Dörfer grösser und ausgeglichener. Es besteht weniger Unterschied zwischen dem Haus des Patriziers und dem des einfachen Mannes. In einem Dorfe wie Guarda stehen die Häuser in Reihen oder um die Kirche

<sup>1</sup> Originalartikel, ergänzt durch einige Auszüge aus der Publikation «Das Engadiner Haus» von I. U. Könz, Reihe der Schweizer Heimatbücher (Verlag Paul Haupt, Bern)

gruppiert, alle von ungefähr gleicher Grösse und Bedeutung, alle mit gleichen köstlichen Ornamenten verziert. Kein einziges steht in seiner Zier zurück (Bilder 109, 97).

Wenn man Bild 108 als Ganzes betrachtet, sieht man, wie das Gebiet mit dem Typus des Engadiner Hauses wie ein Keil von Osten nach Westen in die Alpenkette eindringt und die gemeinsame Grenze des reinen Holzhauses im Norden und des norditalienischen Hauses im Süden auseinanderspaltet.

Es ist typisch für die einerseits aufgeschlossene, andererseits stark am Herkömmlichen haltende Bergbevölkerung, dass sich die Baukultur hauptsächlich im Wohnbau ausdrückt und entwickelt. Das will nicht heissen, dass nicht auch sehr interessante und schöne sakrale Bauten in dieser Gegend vorhanden sind: es besteht fast in jedem Dorf eine Kirche, die sehenswert ist, zum Teil sogar einzigartig, wie zum Beispiel die Klosterkirche St. Johann im benachbarten Val Müstair, dem lieblichen Tal jenseits des Ofenpasses, das kulturhistorisch mit dem Engadin eng verbunden ist. In neuester Zeit haben an verschiedenen Orten Untersuchungen stattgefunden, die sehr interessante Ergebnisse gezeigt, vor allem auch die Wandfresken alter Kirchen (siehe beispielsweise Bild 107) frei gelegt haben. Im ganzen gesehen, können wir jedoch kaum von einer Engadiner Kirchenbaukunst sprechen: sowohl die Kirchen, wie die aufgefundenen Fresken gehören zu einem grösseren Kulturkreis und sind zum Teil nur letzte Zeugen einer anderweitig fast verschwundenen Kunstperiode.

Von der Ingenieurkunst haben uns die Römer, trotzdem sie eine wichtige Strasse durch unser Land führten, fast nichts zurückgelassen. Auch was später dazukam ist weniger bemerkenswert als in anderen Alpengebieten. Durch die relativ einfache Beschaffenheit des Terrains, war es verhältnismässig leichter, eine länderverbindende Strasse

durch das Engadin als in anderen Berggegenden zu bauen.

Wirklich schöne und imposante Ingenieurbauten sind im Engadin selten; es sei hier immerhin an einige bemerkenswerte Brücken der Rhätischen Bahn — insbesondere die an der Grenze zwischen Ober- und Unterengadin gelegene Steinbrücke zwischen Cinuoschel und Brail (Bild 145) — und an einige neue Strassenbrücken im Rahmen der Modernisierung des Strassennetzes erinnert.

Durch die Verwirklichung der Engadiner Kraftwerke werden im Haupttal des Inn, besonders aber in einigen Seitentälern imposante und kühne Ingenieurbauten entstehen und den davon betroffenen Gegenden einen neuen Aspekt geben.

Das Gebiet, auf dem die Engadiner wirklich etwas eigenartiges und ihrer Landschaft entsprechendes geleistet haben, ist die Architektur der Wohnbauten. Diese Eigenart beruht einmal auf der Lage der Bauten in der Landschaft, dann auf der Form derselben. Auch die Architektur im Engadin kennt eine lange Entwicklung und verändert sich im Laufe der Zeit, ohne jemals den Charakter zu verlieren, ausgenommen teilweise im letzten Jahrhundert. Es hat aber auch in jüngerer Zeit nie an Versuchen und Anstrengungen gefehlt, um Fehlentwicklungen wieder in die rechte Bahn zu lenken.

Bereits ein römisches Itinerar stellt fest, dass die Rätier in «Turmbauten» wohnten — gemeint war das Oberhalbstein. Damit ist ziemlich sicher erwiesen, dass man damals die Bauten in unserer Gegend aus Steinmaterial errichtete.

Leider sind uns keine Spuren von römischen Wohnbauten im Engadin bekannt; aber im romanischen Sprachgebiet sind noch Wörter erhalten geblieben, die Teile des Hauses bezeichnen und die unzweifelhaft vom Latein herühren, wie: piertan (porticus), sulèr (solarium), schlèr (cellarium), chaminada, stüva, usw.

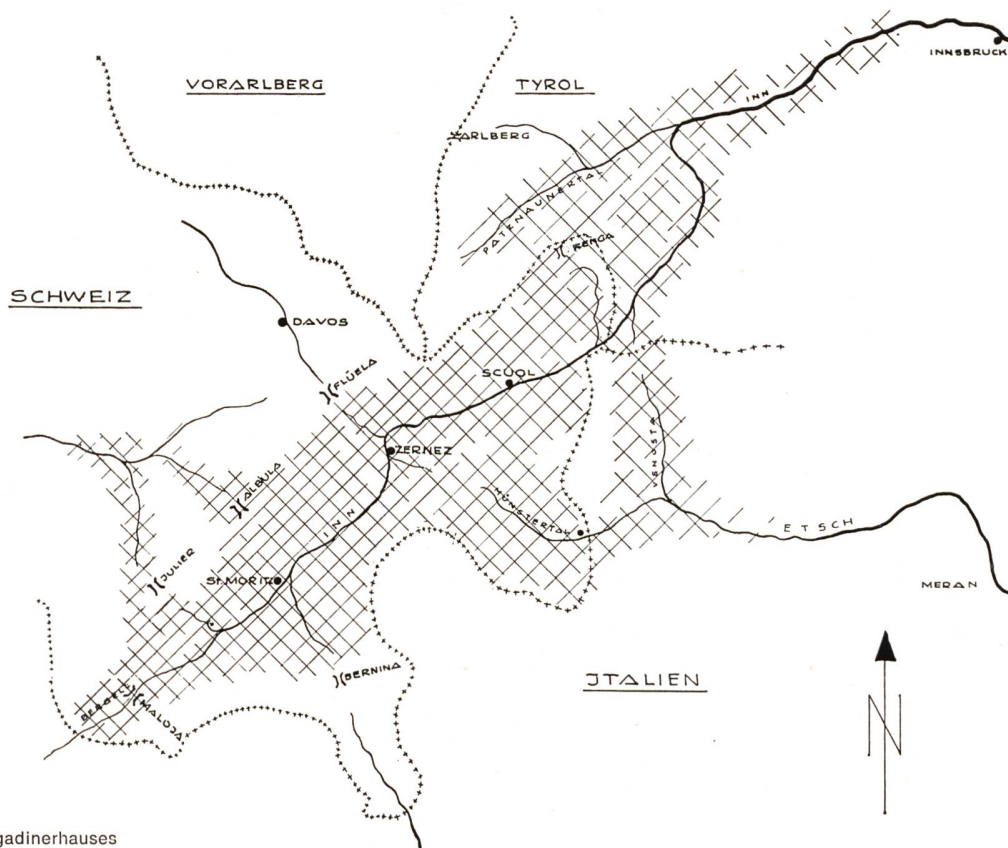


Bild 108  
Verbreitungsgebiet des Engadinerhauses



Bild 109 Das auf sonniger Terrasse gelegene Dorf Guarda

Bild 110 Altes Bauernhaus in Guarda mit primitiver Ornamentik in Rötelstrich (siehe auch Bild 111)



Die Liebe zum Stein und Mauerwerk ist geblieben, auch als bald das viel besser isolierende und deshalb für unser Klima geeignetere Holz für die Wohnräume zur Anwendung kam. Es entstanden zunächst Bauten, die das Holz von Stube und Schlafzimmer zwischen den Mauern der Küche, des Unterbaues und der Pilaster des Heustalles zeigten; später wurden aber alle Holzteile vorgemauert, so dass das ganze Gebäude als ein Steinhaus erschien. Zum Hang zum Steinhaus kommt auch beim einfachen Engadiner dazu, dass er ein grosses, möglichst reiches Haus zeigen will. Er nimmt seinen ganzen Betrieb unter ein Dach und zeigt Wohnhaus, Heustall und Stall als einen einzigen Kubus. Das geht soweit, dass in einzelnen Fällen der Heustall nach aussen sogar als Wohnteil vorgetäuscht wird. Zu dieser Mentalität trug wahrscheinlich die Wichtigkeit der Durchgangsstrasse und der vielen Häuser, die als Susten und Herbergen dienten und deshalb repräsentieren mussten, viel bei.

Die ersten noch unverputzten Wohntürme mit den ganz kleinen Fensteröffnungen mögen recht geschlossen und abweisend gewirkt haben. Solche Bauten sind heute im Engadin sehr selten geworden, denn es hat auf seinem Gebiet eine ständige Erneuerung stattgefunden: teils aus dem Bedürfnis besser zu wohnen, teils auch, weil dieser bequeme Alpendurchgang von Zeit zu Zeit von fremden Truppen benutzt wurde, welche gelegentlich Häuser und Dörfer zerstörten.

Die Häuser des sechzehnten Jahrhunderts sind noch recht unförmige Gebilde. Sie wirken mehr durch ihre massiven als durch ihre architektonischen Werte. Ihre bewegte Masse, ihr gelbbrauner, roher Verputz, die Steinplatten oder groben Schindelbeläge ihrer Dächer, ihre von der Sonne verkohlten Holzbalken verweben sich mit der rauhen Berglandschaft.

Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich jedoch das Engadiner Haus bewusst zu einem architektonischen Kunstwerk, ohne aber dabei von seinem Charakter das geringste

einzubüssen. Gerade im Oberengadin, wo sich die primitivsten Häuser befinden, stehen auch die reichsten und repräsentativsten Bauten. Das Plantahaus in Samedan, die Häuser Salis, Pirani und Sandoz in La Punt, die Plantahäuser und das Haus Poul in Zuoz, das Haus Juvalta in S-chanf gehören zu den eigenartigsten und in ihrer Art vollendetsten Werke alpiner Architektur (Bild 116). Ohne Ausbildung einer eigentlichen Fassade, ohne irgendwelche Symmetrie der Fensterverteilung wirken diese Bauten allein schon durch ihre grosse Masse und deren Proportionen. In dieser barocken Massenwirkung drückt sich stets eine unbändige Kraft und Spannung aus, die bereits im Aeussern wirkt; die grossen, geschlossenen Massen erscheinen durchaus nicht schwerfällig. Im Innern der Gebäude drückt sich die Spannung in den breiten Gewölben des Sulärs aus, oder in einer aufstrebenden, zweistöckigen Halle, wie zum Beispiel im Haus Pirani in La Punt.

Dem Wesen des Engadiner Hauses entsprechend, das individualistisch ist und doch nie eine gewisse Tradition verlässt, ist auch das Ornament. Da es vergänglicher ist als das Haus, blieb von ihm aus früheren Jahrhunderten wenig mehr bestehen. Immerhin sind an verschiedenen Stellen des Engadins, zum Beispiel in Grevasalvas und an einem Haus in Guarda, ganz primitive Ornamente sichtbar, die auf das sechzehnte Jahrhundert zurückgeführt werden müssen (Bild 111). Sie bestehen aus Geraden und Zickzacklinien und zeugen bereits für einen urtümlichen, von Stileinflüssen unberührten ornamentalen Sinn der Bevölkerung.

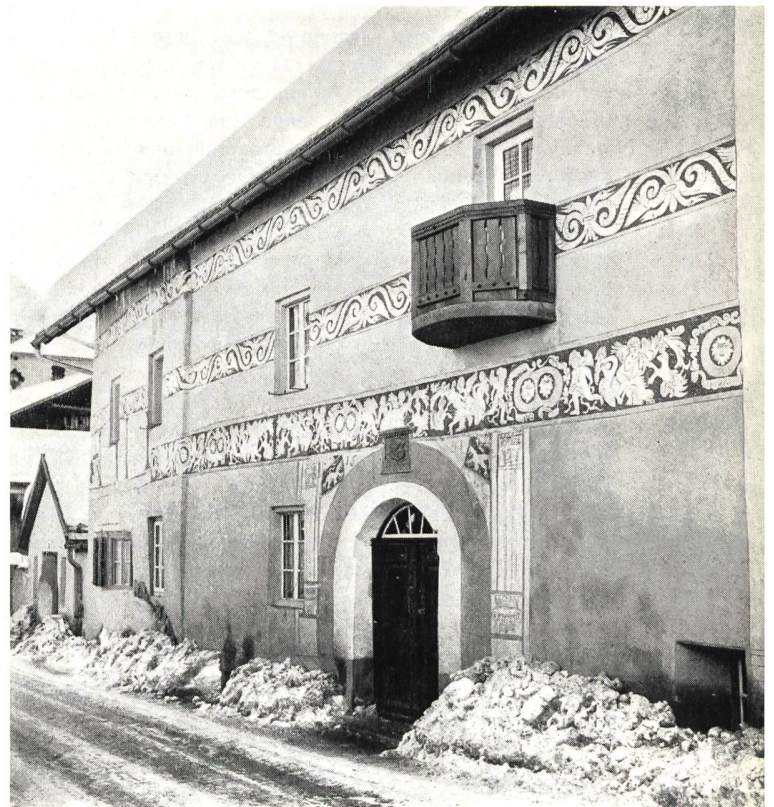
Wir sehen bereits um das Jahr 1500, dass eine Herberge in Müstair, die einen älteren Kern aufweist, auf zwei Seiten durch Ladenanbau erweitert wurde. Dieses Haus Chalavaina — so genannt, weil dort der Heerführer der Bündner, Benedict Fontana, 1499 vor der Schlacht bei Chalavaina (Calvenschlacht) gewohnt haben soll — weist einfache, wuchtige Mauerflächen und einen offenen Dachstuhl auf. Als Ornament sind lediglich breite Fensterumrahmungen und Eckquader in weisser und schwarzer Farbe vorhanden. Es sind dies, neben den Rötelzeichnungen mit Strich und Zickzackmuster, die ältesten bekannten Ornamente. Im vorliegenden Rahmen ist es nicht möglich, eine Geschichte der Hausornamentik zu schreiben. Es sei nur erwähnt, dass eine Ornamentik schon sehr früh als eine notwendige Ergänzung zum Engadinerhaus empfunden wurde. Im Ornament ist auch der grösste Wechsel im Laufe der Zeiten festzustellen, und daran ist auch der Anschluss an die grossen Stilarten Europas, wohl mit Verspätung, am besten sichtbar. Allerdings hat sich auch die Hausform im Laufe der Zeit stark verändert. Form und Ornament haben sich aber niemals so verändert, dass man das Haus nicht mehr als Engadinerhaus erkennen könnte. Das Ornament ist durch alle Zeiten Begleitung geblieben: fein und zurückhaltend als Sgraffito, das die Flächen und die Verteilung der Massen wie eine Stickerei ziert; fröhlich und warm als allerdings seltenere Farbdekoration, die, besonders im Winter, als Gegensatz zur grossen, weissen Schneelandschaft, die Dorfgasse lebendig und heimisch gestaltet (Bild 112).

Erst nach der Zerstörung der Unterengadinerdörfer während der Feldzüge des österreichischen Obersten Baldiron 1620 bis 1622 kommen beim Wiederaufbau in grösserer Masse die Renaissanceornamente in Sgraffitotechnik vor, die heute noch manche Gasse in alten Dörfern des Unterengadins charakterisieren. Diese Ornamente bestehen aus sichtlich aus Italien importierten Schablonen, die zuerst unverändert angewendet wurden, aber gleich darauf, an anderen Stellen, frei kopiert und mit alten einheimischen



Bild 111 Primitive Zick-zack-Ornamentik an einem einfachen Bauernhaus in Guarda; in der Fassade ist der zugemauerte Hocheingang eines Turmes noch sichtbar. Links Heustall mit Rundhölzern

Bild 112 Reiche Sgraffito-Ornamentik am Haus Campell in Ardez



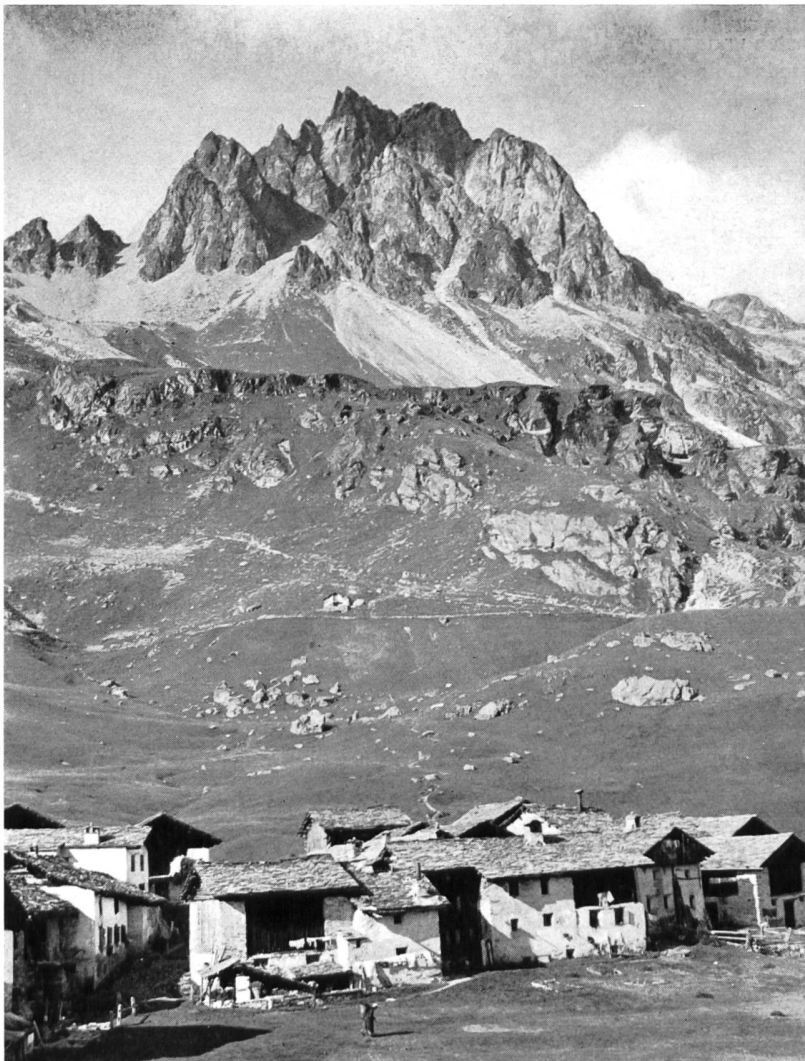


Bild 113  
Sommersiedlung Grevasalvas  
ob dem Silsersee, am Fusse des  
Piz Lagrev; typische alte Bauern-  
häuser

Zeichen, wie Rosette, Sonnenrad, usw. vermischt vorkommen. Die Technik des Sgraffitos war im Engadin schon vor dem Eindringen der Renaissance bekannt. Immerhin brachte erst der neue Stil einen Aufschwung derselben, welcher dann anlässlich des Wiederaufbaues im Unterengadin so allgemein wurde, dass in einzelnen Dörfern, besonders in Guarda und Ardez, fast kein Haus unverziert blieb (Bild 97).

Im 18. Jahrhundert geht dieses Spiel noch weiter, neben Engelputzen und Satyren kommen auch immer mehr pflanzliche Ornamente und einheimische Phantasiefiguren wie Drachen, Wasserfrauen u.a.m. zur Anwendung, zum Teil immer noch im Renaissancestil, zum Teil frei und künstlerisch individuell von Hand gezeichnet. Sgraffito nennt man eine Dekorationstechnik, die folgendermassen ausgeführt wird: Die Hausmauer wird zuerst roh verputzt, dann mit einem feinen Kalkputz versehen, der mit der Kelle angebracht, verteilt, angedrückt und geglättet wird. Die so entstandene Fläche wird auch bei Verwendung von nicht ganz feinem Putz zwar glatt, aber nicht ganz eben, sondern leicht gewellt, etwa einem alten Pergamentblatt gleich. Damit das Sgraffito lebendig wirke, ist diese Art des Verputzes absolut notwendig. Ausserdem ist der mit der Kelle geglättete Kalkputz von einer ungewöhnlichen Widerstandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit. Auf dem frischen Putz werden diejenigen Stellen, auf welche die Dekoration zu stehen kommt, später auch die ganze Fassade, mit ziemlich dick angemachter Kalkmilch bestrichen. Die Ornamente können dann,

solange der Putz noch weich ist, mit Leichtigkeit aus der weissen Fläche herausgekratzt werden und erscheinen dunkler, in der Farbe des Fassadenverputzes.

Die Entwicklung des Engadinerhauses ist so folgerichtig weitergegangen, dass seine Grundform auch dann bestehen blieb, als manches Haus längst nicht mehr nur Bauernhaus und Suste war, sondern, der Bedeutung der Landschaft und der Leute im internationalen Verkehr entsprechend, auch Wohnhaus von hohen Beamten und Offizieren wurde (zum Beispiel von Podestaten im Veltlin, von Generälen in französischen, venezianischen, österreichischen und holländischen Diensten) und später Wohnhaus reicher Kaufleute, die ihren Lebensabend in der Heimat verbringen wollten.

Durch das Wachstum der Häuser zu einer grösseren Monumentalität und hauptsächlich durch den Barock, verringert sich die Flächenornamentik. Eine Dekoration wurde durch Dachaufbauten, reiche Gitter, Treppengeländer (unteres Haus Planta in Zuoz) usw. gesucht, sowie durch die grössere Massenwirkung des Hauses selbst. Aber selbst diese Häuser sind noch typische Engadinerhäuser, und auch die im Barock- und Rokostil geformten Teile und Aufbauten können nicht über die vom Bauernhaus abgeleitete Form hinwegtäuschen.

Es wäre auch heute noch sehr gut möglich, im Engadin Neubauten so zu errichten, dass sie moderner Baugesinnung entstammen und doch mit der überlieferten Architektur eine Einheit bilden; dies war auch die Meinung des weg-

weisenden Schweizer Architekten Le Corbusier, eines grossen Bewunderers der Engadiner Bauweise.

Die Lage in geschlossenen Dörfern — im Unterengadin speziell im Wiederaufbau nach den Zerstörungen 1620—22, aber auch in Gruppen (Tarasp, Tschiers im Münstertal, alt Pontresina, Maloja usw.) oder sogar als einzelne Höfe —, ist immer im Zusammenhang mit Strasse und Landschaft gewählt und passt sich einwandfrei der Landschaft an. Dörfer und Hausgruppen im Zusammenhang mit der zugehörigen Kirche oder Kapelle bilden stets eine formal einfache Erscheinung an richtig gewähltem Platz.

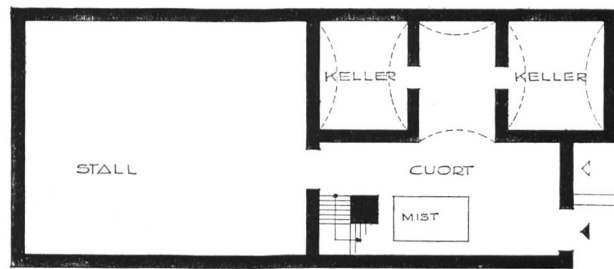
Für die Wahl des Standortes waren wichtige Faktoren massgebend, wie: Schutz vor Rufen und Lawinen, Betrieb der Landwirtschaft und Schonung von gutem Kulturboden, Lage zur Hauptstrasse, Entfernung vom nächstliegenden Rastplatz, Sicherheit vor Ueberfall usw. Als Bauplatz wurden fast nur Runsen, unfruchtbare Felshügel (Guarda) oder ganz steiles Gelände bevorzugt, wie in Ardez, wo die ganze Häuserreihe südlich der Hauptstrasse zwei bis drei Keller-geschosse benötigt, nur damit das Wohngeschoss auf die Strassenhöhe zu stehen kommt.

Auch im geschlossenen Dorfe formen die Häuser gesellige Gruppen, indem die Hausfronten einander zugewandt sind, die Einfahrten vom gleichen Platz oder einer Strassenerweiterung ausgehen und die Stubenfenster und Erker nach dem gleichen Brunnenplatz schauen. Die Dorfteile werden auch nach solchen Brunnenplätzen und Häusergruppen benannt und nicht nach den Strassenzügen.

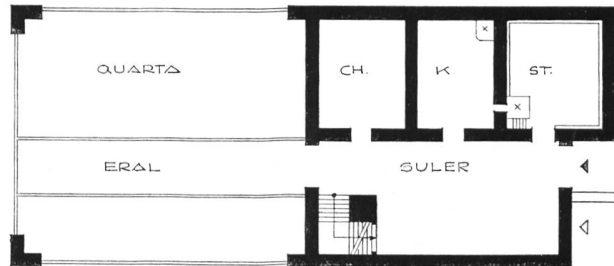
Diese Eigenart der Gruppierung ist typisch und überall feststellbar. Auch in grösseren Dörfern kann man sehr deutlich aus der Stellung eines Hauses ersehen, ob es noch zu diesem oder bereits zum nächsten Brunnen gehört. Jedes Haus hat irgendeine Möglichkeit, durch ein Fenster, einen Erker oder auch nur eine schmale Scharte auf den Brunnenplatz zu sehen.

Dort, wo ein Seitenblick in die Gasse nicht anders möglich war, bediente man sich des Erkers, der auch sonst ein willkommenes Dekorationselement der Fassade war. Im Oberengadin ist es immer die gotische Form desselben, die sich aus zwei in spitzem Winkel aus der Fassade vorspringenden Fenstern zusammensetzt. Man blieb hier auch weiter bei dieser Form, während man im Unterengadin schon

#### UNTERGESCHOSS



#### ERDGESCHOSS



#### OBERGESCHOSS

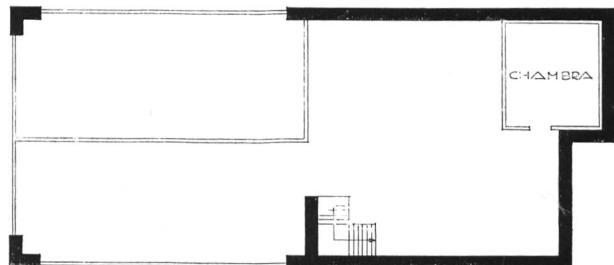


Bild 114 Grundriss des Engadiner Hauses

ST = Stube (stüva), K = Küche (chadafö), CH = Vorratskammer (chaminada).

beim Wiederaufbau von 1622 diese Form nicht mehr anwandte, sondern den Erker immer aus drei Fenstern bildete. Selten verwendete man den an einer Ecke des Hauses stehenden Erker. Dabei ist interessant, festzustellen, dass die



Bild 115  
Brücke über den Inn  
unterhalb S-chanf; der Einstau  
der Wasserfassung des Inn  
für die Engadiner Kraftwerke  
reicht bis zu dieser Stein-  
brücke. Im Hintergrund die  
Dörfer S-chanf und Zuoz



Bild 116 Das berühmte grosse Plantahaus in Zuoz, dominierendes Gebäude im früheren Hauptort des Oberengadins. Typisches Beispiel eines stolzen, mächtigen Patrizierhauses mit schönen schmiedeisernen Gittern und monumentaler barocker Treppe zum Haupteingang

Bild 117 Beispiel eines der noch zahlreichen gewölbten Sulërs, eines typischen Bestandteils des Engadinerhauses. Durch diesen Gang können die hochbeladenen Heufuder durch die gewölbten Tore in den Heustall geführt werden. Haus in La Punt, erbaut um 1600





meisten Erker in Barockform erst nach 1800 angebracht wurden, als das Haus selbst bereits klassizistischen Tendenzen huldigte.

Balkongitter, Geländer von Aussentreppen und vor allem Fenstergitter verziern oft das Engadiner Haus. Auch sie sind je nach der Zeitperiode in deutlich verschiedenen Stilarten ausgeführt. Handwerklich zeigen sie je nach der Ortschaft grosse Unterschiede auf, wahrscheinlich je nachdem, ob ein guter Schmied im Dorfe arbeitete oder nicht. So finden sich in Zuoz und La Punt besonders schöne Arbeiten an den Patrizierhäusern und sehr interessante Arbeiten auch an den einfacheren Häusern in Bravuogn (Bergün) und Filisur im Albulatal, während im Unterengadin ein viel weniger reicher Bestand an solchen Zeugen alten handwerklichen Könnens vorhanden ist. Man trifft allerdings auch hier wie im Münstertal manch schönes Stück.

Im Inneren des Hauses erkennt man den Zusammenschluss ursprünglich selbständiger Gebäude: Um den Sulèr, ursprünglich ein eingemauerter oder eingezäunter Hof, gruppieren sich die Küche — bis vor kurzem vielfach noch als «schwarze Küche» erhalten —, der «warme Kern» des Hauses, das heisst die holzgetäfelte und heizbare Stube, mit darüberliegender Schlafkammer, und die «chaminada», der Vorratsraum. Vom Sulèr aus gelangt man auch in den grossen Heustall, der den Heuvorrat für den ganzen Winter enthalten muss. Darunter ist der Viehstall, halb in den Boden eingegraben. Der Stubenboden liegt um einige Tritte höher als derjenige der Küche und wird vom Sulèr aus betreten, während der Küchenboden auf gleicher Höhe wie der Bo-

den des Sulèrs liegt. Dieser scheinbar unnötige Unterschied geht wahrscheinlich auf die Ursprünge des Hauses zurück. Als nämlich weder Küche (Wohnturm) noch Stube (Stüva) unterkellert waren, konnte die Küche ohne weiteres auf den natürlichen Boden gebaut werden, während die Holzkonstruktion der Stube etwas vom Boden abgehoben werden musste, um das Faulen des Holzes zu verhindern.

Bei reicheren Bauten, oder wenn das Haus als Herberge diente, ist im ersten Stock noch eine meist reich getäfelte und heizbare «stüva sura» oder «stüva bella» zu finden.

So entspricht das Innere des Engadinerhauses, und speziell die Wohnstube, durchaus der Schönheit der äusseren Erscheinung, wenn auch in der Raumgrösse meist sehr reduziert. In den Museen von St. Moritz und Scuol ist manches Beispiel solcher Stuben aus verschiedenen Zeitaltern zu sehen, dazu Möbel und Gebrauchsgegenstände.

Seit Jahrhunderten ist die Tendenz feststellbar, dass der Engadiner, wenn er für seinen Lebensunterhalt in die Fremde ziehen musste, immer wieder in sein Heimathaus zurückzukommen wünschte, sei es für einige Zeit der Erholung — mit Bevorzugung der Jagdzeit — oder zur Verbringung des Lebensabends. Zahlreich sind die Heimwehgedichte der ausgewanderten Engadiner, die sich nach Tal, Dorf und Haus zurücksehnen. Der Engadiner hat auch immer versucht, sein Haus und seine Kultur zu erhalten und es doch dem Zeitgeist anzupassen. Dies bis auf den heutigen Tag; er hängt daran, auch wenn der Erfolg immer kleiner zu werden scheint.



Bild 118 Im Engadinerstil errichtetes neues Haus in Samedan mit reicher Sgraffito-Ornamentik